

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 9 (1919)  
**Heft:** 42  
  
**Artikel:** "Heimkehr"  
**Autor:** Ilg, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644226>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 21.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

18. Oktober 1919

== Oktober. ==

Von Emil Hügli.

Herbstmorgen. Klarheit ohne Ende.  
Ein goldnes Netz hängt ausgespannt,  
Goldschimmernd stehn die Bergeswände  
Und golden flimmern Tal und Land.

Ein warmer Hauch webt in den Zweigen  
Erinn'ung an des Sommers Glut;  
Ein sterbend Blatt fällt durch das Schweigen,  
Vom Baume tropft es rot wie Blut.

Im grünen Hag will's mählich lichten —  
Süß in der Traube kocht der Saft:  
Herbsttag, schon lerntest du verzichten  
Und stehst doch in der Reife Kraft!

— — —

## „Heimkehr“.

Erzählung von Paul Ilg.

1

I.

An einem Juni-sonntag, zur Zeit der ersten Ernte — die stöckende Luft war mit starkem Heuduft gewürzt, über der Erdoberfläche ballte sich sichtbar jene sommerliche Flimmerglut, die Menschen und Tiere wohligh erschlaffen läßt — stiegen Mutter und Sohn von der Station am See den steilen Fußweg hinauf, mitten durch den dichten Obstbaumwald, und Oskar Imhof hatte jene machtvollen, halb schmerzlichen, halb jubelnden Empfindungen eines Menschen, der nach jahrelangen Irrfahrten den heimatlichen Boden betritt. Das Dörfchen lag so still am Hügelhang wie an einem Erntetag, wenn Mann und Maus auf den Feldern haust. Nur im Grün der Lauben oder zwischen Geranienstöcken hervor zeigten sich zuweilen scheue und doch neugierige Gesichter. Die ganze Einwohnerschaft schien von der Heimkehr Oskar Imhofs zu wissen. Aber dieser stellte sich, als machte er sich nichts aus dem Interesse seiner Mitbürger und Bürgerinnen.

„Alles freut sich, dich wiederzusehen, du glaubst es nicht,“ meinte die vor Glück bebende Mutter, „besonders in der Nachbarschaft. Besinnst du dich noch auf die beiden Mädchen im Schloßhof? Die ältere steckt schon mitten im schönsten Brautstand. Aber die jüngere, die Martha, das ist so ein liebes, verständiges Wesen geworden . . . nein, weißt du, sie hat mir dein Bild und die Blätter mit deinen

Geschichten rein abgebetzelt. Mich wundert's, wie sie dir gefallen wird.“ Die letzten Worte kamen in großer Verwirrung heraus und in beider Angesicht entzündete sich eine Verlegenheit.

„Wieso? Gar nicht, beruhige dich,“ sagte er etwas ungehalten, denn er erriet ihren Gang, sich mit ihm zu brüsten. Schielend bemerkte er zugleich, wie armselig angetan sie einherging. Die Farbe des schwarzen Rockes war verblichen, das Tuch schadhast, nur eine weiße verwaschene Bluse mit frischer Krause konnte sich zur Not als Sonntagsstaat ausgeben. „Aber daß du dir nicht wenigstens ein neues Kleid angeschafft hast in der langen Zeit! Geht's dir so schlecht im Ehestand? Solange ich weiß, gehst du schon in diesem Aufzug.“

Berschämt und errötend prüfte die Getadelte ihre Kleidung, als hätte sie auf die guten Seiten derselben aufmerksam machen wollen. Beinahe wären ihr die Tränen gekommen, da sie fühlte, wie die Wiedersehensfreude bei ihrem Sohn von häßlichen Eindrücken überholt war. Die Wahrheit durfte sie ja nicht sagen, nicht bekennen, daß ihr das alternde, liebebedürftige Herz noch einen Streich gespielt hatte, dem die einfältigste Bauernmagd kaum zum Opfer gefallen wäre.

„Ja, was sagen denn aber die Verwandten zu der Heirat?“ forschte der Sohn ungeduldig weiter. „Und er —

hat er einen anständigen Beruf? Ich kann mich in Gottes Namen nicht so schnell hineinfinden. Daß das überhaupt sein mußte!“ Oskar dachte an ihre fünfzig Jahre, ihre frühere Unzertrennlichkeit, die mütterlichen Opfertaten — und alles in ihm sträubte sich wieder, das merkwürdige Geschehnis zu fassen.

„Du kannst überhaupt ganz unbesorgt sein, dich wird niemand stören. Er ist tagsüber fast nie daheim und zudem merkst du in deinem Zimmer nichts von uns. Wir wohnen auf der andern Seite,“ machte sie verdachterregende Beschönigungsversuche. Das klang ja wie eine gewundene Beichte oder wie eine Bitte, Aug' und Ohr zu verschließen. Dem Heimkehrenden wurde darum nicht leichter ums Herz; er witterte neue Qualen und Erniedrigungen.

„So sag' mir doch — wie alt ist er denn eigentlich, mein Stiefvater?“ entfuhr es ihm mit blutigem Sarkasmus. Dann kam es wie ein peinliches Geständnis aus ihrem Munde: „Im Herbst wird er zwanzig“ und schnell, als müßte sie diese beschämende Tatsache zudecken, fügte sie hinzu: „Vom Militär ist er freigekommen, er hat's halt auf der Brust.“

Der Sohn schrie nicht auf, noch knirschte er vor Wut, aber er blieb eine Weile schwer atmend stehen und überlegte, wohin er sich retten solle vor der nahenden Schmach. Sein Gepäck lag noch an der Bahn. Er brauchte nur umzukehren, der Mutter zuzurufen: „In Gottes Namen — trag du's, ich trage es nicht!“

Eine Weile schritten sie stumm, schwerbeladen bergan. Oskar Imhof erinnerte sich in wehmütigen Gedankenfügungen des tiefen Wunsches, hier, in seiner stillen, anmutigen Heimat der langersehnten Geistes- und Gemütsruhe wieder teilhaftig zu werden, jenes Uebergewicht an Erkenntnis über das ungeduldig kühnlische Wollen zu erlangen, jene Heiterkeit Werthers in der Naturbetrachtung, um wie dieser jählen zu können, „daß die Welt um ihn her und der Himmel ganz in seiner Seele ruhten, wie die Gestalt einer Geliebten“. Mit innerm Schauder gedachte er seiner letzten, wildverzetelten Jahre, während deren er sein Heil bald als Koch, als Kaufmann und endlich als Student an der Hochschule versuchte. Ja, er hatte sich freilich mit einer ewig unzufriedenen Seele hinaufgearbeitet, doch nur, um oben angekommen, die Hände verzweifelt sinken zu lassen.

Nun war er also am Ort seiner Sehnsucht, stand er tiefatmend mitten im Schloßhof. Kindlich gerührt betrachtete er rasch nacheinander, was alles sich seinem staunenden Blick darbot: den hügeligen Schloßgarten mit seinen schattenspendenden Linden und Nußbäumen, die grünumrankte, verweterte Burg und das ehemals zum Schloß gehörende Dekonomieviertel, dessen Gebäulichkeiten vor vielen Jahren in saubere stattliche Bauernhäuser verwandelt wurden. Einzig das kleine Haus zur Rechten lehrte seine Altersschwäche offen heraus. Die Mauern verhielten sich bereits im spitzen Winkel zu ihrer Grundlage und die Querbalken schienen auch schon ordentlich morsch — eine richtige mit dem Verdüß „baufällig“ belegte Barade, deren Anblick einzig erträglich war durch das üppige, die ganze Fassade bedeckende Nebengeranke. Und just diese von Schwalben und Fledermäusen heimgesuchte Hütte bot dem Heimkehrenden das erwünschte Asyl.

„Es ist alles so einfach und gemütlich da oben weiß Gott,“ sagte er förmlich aufgeheitert zu sich selbst, so daß die eingeschüchterte Mutter freudig erschraf bei diesen Worten und ihm innig die Hand drückte. Aus ihrem verworrenen Gestammel merkte er deutlich, daß sie ihm näher war als je und ihre Muttergefühle trotz jenem, der zwischen ihnen stand, jede noch so harte Probe bestehen würden. Darauf kam es an. So durfte er vielleicht doch bleiben.

Eben kamen zwei hochgewachsene Mädchen, die den Ankömmling heimlich erwartet haben mußten, scheinbar zufällig hinter dem Nachbarhause hervor. Oskar betrachtete sie wie jemand, auf den man sich erst besinnen muß. Ein ungekünstelter Sonntag, dergleichen er lange nicht mehr empfunden hatte, lachte ihn aus den gesunden Wesen an. Das also gab es Gott sei Dank doch noch auf der Welt! Inzwischen war auch der Vater der Mädchen, Gemeindepräsident Holmer, unter die Tür seines Hauses getreten.

„Hollaho . . . auch wieder im Land?“ rief er hinüber. „Boß Wetter und Strahl, grüß Gott sag' ich. So, so und wie steht's, wo will's hinaus mit dem jungen Herrn?“

Oskar bot den Gruß des Ortsgewaltigen, der so dick war, daß ihn seine Gattin mit beiden Armen nicht mehr umfassen konnte, im gleichen Saft zurück: „Ich will mich hier für die Nationalratswürde vorbereiten und mir an Ihnen ein Muster nehmen, Herr Präsident!“ Er mußte sich ja wohl gegen allfällige Sticheleien ebenfalls eine dicke Haut aneignen. Und der Präsident war berüchtigt als einer, der seinem Mitbürger nicht leicht eine Blöße nachsah. Geradezu beseligt nahm dieser die Fehde an.

„Soppla Wägeli, wirf bloß nicht um!“ lachte er gallig auf. „Mich deucht, ich würde lieber das Advokatenhandwerk erlernen. . . schon wegen der voraussichtlichen Familienkundschaft!“

Ja, das sah, damit war der Kontakt zu einer dauerhaften Feindschaft hergestellt. Etwas verlegen zogen sich die Mädchen zurück und Oskar folgte seiner Mutter zähneknirschend in die alte, durch und durch gescheuerte Hütte, darin es nur so duftete von eitel Seife und Wischzeug. Das geräumige Zimmer, das für ihn bereitstand, war jetzt der Schauplatz dessen, was das Haus an Komfort überhaupt enthielt. Liebende Sorgfalt und ängstliche Hausfraulichkeit hatten hier gewaltet. Von einer Wand blinkte ein Schild, darauf zu lesen war: Du bist bei mir! und einige christliche Sinnbilder verteilten sich auf die übrigen Wände. Da stand als bestes Brunkstück des mütterlichen Hausrates eine hellgebeizte, altertümliche Kommode mit großen Messingbeschlägen; der große alte Schrank hinkte auf dem rechten Vorderfuß, und auch das Bett sah ehrwürdig aus wie eine vergilbte Familienchronik. Aber die Mutter wollte sogleich jeden Zweifel über dessen Qualität gehoben wissen, weshalb sie die weiße Daunendecke zurückschlug und die Matratze mit energischem Druck zu girrendem Federn und Hüpfen brachte.

Seltfam angezogen und abgestoßen zugleich ließ sich Oskar Imhof auf einen Stuhl sinken.

„Ich bin jung und habe kein Recht, müde und giftig in die Welt zu blicken!“ mußte er selbst bekennen. Nicht um zu feiern und zu schwelgen waren ihm besondere Kräfte verliehen. Er durfte vielleicht seinen Lehrern, doch nicht dem Leben aus der Schule laufen.



Starenflug. Nach dem Gemälde von Fritz Widmann, Rüschiikon.

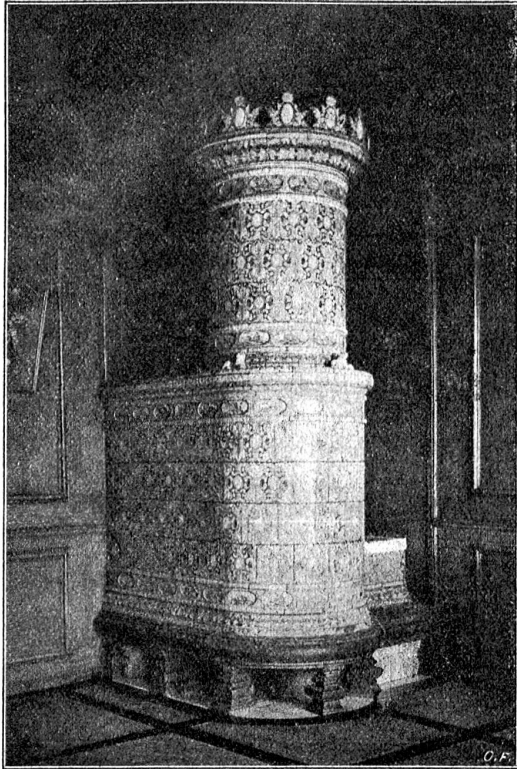
## II.

Die Mutter hatte nicht zu viel versprochen. Bald zwei Wochen lebte Oskar Imhof unter dem alten Dache und schon ging es ihm wieder so gut, daß er sich jedesmal schämte, wenn ihn die Sonne aus dem Schlaf weckte und die morgendliche Fröhlichkeit sich in Liedern Luft machen mußte. Eine rührende Sorglichkeit umgab ihn von früh bis spät; sie lullte seinen Kummer, seine Widerstände leise ein und tat ihm stündlich kund: nichts Lieberes gibt es für eine Mutter, als ihrem Kinde zu dienen! Seine Hände zitterten nicht mehr von unmäßigen Weingenuß, seine Leidenschaft wurde nicht mehr vom Spielteufel geritten, der Stunden-schlag war kein lästiger Mahner, die Nacht keine Heziagd von wüsten Träumen mehr. Im Dorfe wußte man von nichts anderm, als daß der junge Imhof von der Hochschule heimgekommen sei und jetzt so für sich auf Professor oder Zeitungsschreiber studiere. Dieses günstige Vorurteil verschaffte ihm immerhin einen gewissen Respekt, so daß er die wegen seiner merkwürdigen Familienverhältnisse in der Luft liegen-

den Humore leicht bannen konnte. Wenn ihn ein boshafter Bekannter fragte: „Wie verträgst du dich denn mit deinem Stiefvater?“ so entgegnete er schroff, doch vollkommen der Wahrheit gemäß: „Mit dem habe ich nichts zu schaffen. Ich weiß nicht einmal wie er aussieht!“ Wie das zunging, begriff er selbst nicht recht. Die Mutter vermied es ängstlich, mit ihm über den Dritten im Bunde zu reden und dieser schien auch nicht gerade begierig, Oskars Bekanntschaft zu machen. Offenbar blieb er der Behausung absichtlich fern.

In einer Gewitternacht jedoch, als Oskar wachlag und dann von einem verdächtigen Poltern im Hausflur aufgeschreckt wurde, sah er die Mutter im Nachtgewand auf der Treppe stehen, bemüht, einem tropfnassen, merklich betrunkenen Burschen hinaufzuhelfen. Wenn eben der Blick eingeschlagen hätte — der Laufher wäre kaum heftiger zusammengefahren. Den Spektakel der ungefügigen Tritte begleitete ein ungedämpftes Schelten und Zischen.

„Herr des Himmels, also auf die Weise kommst du mir heim, du Saufaus! Geld, bei dir ist's wieder Matthäi am letzten, sonst läßt du dich ja daheim nicht blicken. O, ich



Ofen aus dem ehemaligen Schaufelbergerhaus in Erlach (jetzt im Schloß Jegenstorf), datiert 1701. Kllschée aus dem Werk: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Füßli, Zürich.

unglücklicher Tropf! Alle Herrgottsmüh' ist umsonst, ich alte Trulle schaffe mir die Glieder lahm, die Augen blind, und so ein Lump ludert wochenlang im Land herum. Aber recht geschieht mir. Zum Gespött bin ich deinetwegen geworden, mit den Fingern zeigt man auf mich, ob ich noch nicht bald fürs Narrenhaus reif sei!“

Das ungleiche Paar schwankte hin und her, auf und ab, einmal gegen die Wand, einmal gegen das Geländer, und die im Winde flackernde Lampe beleuchtete die schauerliche Szene mit blickartigen Lichtern.

(Fortsetzung folgt.)

### Alte Ofenkunst.

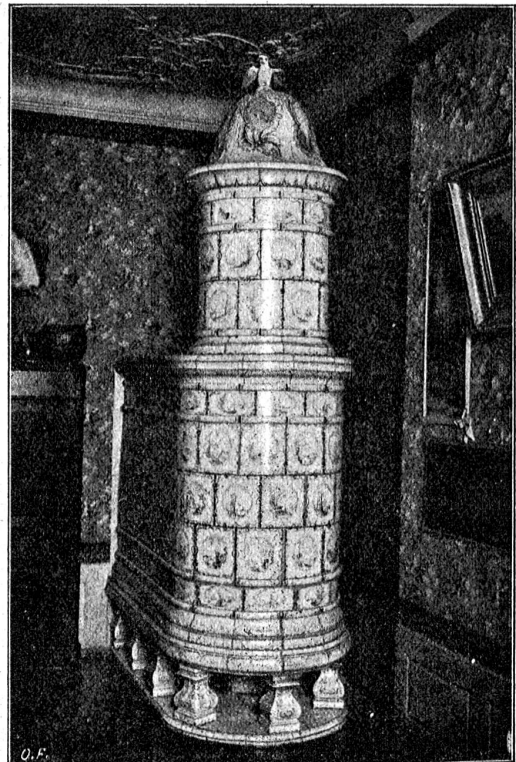
Der Mangel an Hausbrandkohle läßt uns wehmütig zurückblicken in die Zeit der Kachelöfen; damals wußte man noch nichts von Zentralheizung und von einer ungemütlichen Vorwinterzeit, da man schlotternd in der ungeheizten Stube bei den kalten Radiatoren sitzt. Damals „stüzte“ man eine „Wedele“ oder zwei ein — die „Holzfresser“ wurden nicht so ernst genommen — und „höcklete“ hinter oder neben den Ofen und „b'richtete“ etwas; auch Zeit zum Höckeln und B'richten hatte man damals noch.

In der Tat, der großmächtige geblümte Kachelofen ist das bedeutsamste und beredteste Inventarstück in der alten Bürgerstube, die augenfälligste Erinnerung an die gute alte Zeit des Bürgertums. Die Ofenmacherkunst blühte zu der Zeit, da die im Handel und Gewerbe reich gewordenen Bürger unserer Städte und Städtchen sich ihre geräumigen, oft mehr solid und prunkvoll als bequem und

behaglich ausgestatteten Häuser bauen ließen. Das bare Geld war damals noch nicht so gesucht wie heute. Wer solches hatte, scheute sich nicht, einen schönen Teil davon zu verbauen. Geld stand zur Verfügung; darum konnten Kunst und Handwerk zusammenarbeiten, auch im einfachen Bürgerhaufe. Die Bürgerwohnung von den Grundmauern bis hinauf unter das Dach, von den massiven geschnitzten Tischen, Bettladen, Truhen und Stabellen bis zum einfachen Gebrauchsgegenstand, zum Teller, Krug, Tintenfäß trug den Stempel der Hablichkeit und Gediegenheit. Die Handwerksmeister setzten ihren Stolz darein, ihr Bestes zu leisten; sie haften mit ihrem Namen und ihrer Berufsehre für das Gelingen ihrer Arbeit.

In der Kunst des Ofenbaus behauptete im 17. Jahrhundert die Schweiz ihren Ruf weit über ihre Grenzen hinaus. Am längsten herrschte der gotische Ofentypus vor. Ueber einem viereckigen oder polygonen Unterbau, der auf Füßen ruht, erhebt sich ein leichter, oft turmhähnlicher Aufbau, den eine Bekrönung abschließt. Selten fehlt auch ein gemüthlicher Ofensitz aus Kacheln mit Rück- und Armlehnen. Die Ofen aus dieser klassischen Zeit sind wahre Wunderwerke von Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Man schaue sich daraufhin nur die Prunköfen in unseren Museen an, z. B. den im „Seidenhofzimmer“ im Landesmuseum in Zürich. Hier liegt zwar ein Renaissance-Beispiel vor. Die Ecken sind in dieser Stilperiode durch Pilaster, Halbsäulen, Hermen und Karyatiden kräftig betont; die Architektur überwiegt die Plastik und die Malkunst. Aber auch diese Künfte feiern Triumphe in Ornamenten, Sprüchen, Szenarien, in blauen, violetten, rosa, grünen und gelben Farben.

Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts hatte Winterthur in der Schweiz die führende Stellung inne in der Töpferei und Hafnerei. Unter den zwanzig künftigen Hafnergeschlechtern dieser Stadt ragt die Familie Pfau hervor. Ein Ludwig Pfau von Winterthur wird als Erbauer des oben erwähnten Zürcher Prunkofens genannt.



Ofen aus dem Hause „aux Dragons“ in Neuenstadt. Violettbraune Malerei auf weiß. Mitte 18. Jahrhunderts wahrscheinlich von Samuel Landolt erstellt. Kllschée aus: „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band V.“ Verlag Orell Füßli, Zürich.